



Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 53.

Freitag, 2. März

1928.

Der Reiter und die Frau.

(Nachdruck verboten.)

Von Walter von Rummel.

Copyright by Verlag Marcus u. Co., München 22.

An einem Februarstag des Jahres 1766 trabten auf der Straße, die von Bern westwärts führt, zwei Reiter. Der zur Rechten Reitende mochte ungefähr Ende der Zwanzig stehen. Sein bartloses, bräunliches, fast südländisch wirkendes Gesicht war scharf geschnitten und für seine Jugend schon stark durchgearbeitet. Keck und frei trat unter dem schwarzen, vornübergestülpten Hut die Stirne heraus. Die kräftig vorpringende Nase, die von einem trohigen Zug umspielten Lippen sprachen von Wagemut und Entschlossenheit. Lässig und halbgelöst ruh in die schwarz Augen, zwischen den Ohren des hochgehenden Pferdes hindurchziehend, auf der schneedeckten, blendenden Landstraße. Nur manchmal flackerten sie, wenn sie scharfer vorwärts schauten, lebhafte auf. — Ein einfacher, grüner Reitrock schmiegte sich an die sehnigen, elastischen Glieder, die in Sattel und Bügel leicht hin- und herschwankten. Einer, der schon viel auf dem Rücken der Pferde gesessen, mochte der oder jener Bauer gedacht haben, der dem Grünen vor den Toren Berns begegnet war. Wie aus einem Stück schmiegshamen Stahls gehämmert, saß er auf seinem unruhig vorwärts drängenden Rappen, einem starken, mächtigen Tier.

Sein Begleiter, der ein braunes Dienerskleid trug, saß ebenfalls nicht schlecht zu Pferde. Aber er schien nicht so wie sein Herr aus Erz herausgetrieben zu sein, war runder und behäbiger in der Bewegung, weicher und voller von Gestalt. Wenn er auch nicht so sehr viel jünger als der Grüne sein mochte, hatte sein Gesicht in manchem Augenblick doch noch einen fast knabenhaften Zug. Gemächlich und wie verwundert schauten seine blauen Augen in die weiße Winterwelt hinein. An der linken Hand führte er ein verdrossen mittrabendes, schwerbeladenes Packpferd.

Die Reiter hatten den tiefschneichten, großen Bremgartenwald längst hinter sich und ebenso das flache Land, das sich am linken Aareufer breitete. Abwärts senkte sich nun die Straße. Im Grunde trieb ein Fluss seine glasklare, grüne Welle über schlachgeschliffene Kiesel dahin.

„Die Saane“, sagte der Grüne hinabdeutend.

„Scheint gar ein wildes, heißblütiges Wasserfrauenzimmer zu sein“, lachte der Braune und wies auf den aus dem Flusse steigenden, dichten, weißen Dunst. „Die Jungfer hat einen so warmen Atem, als käme sie justement aus einem fiedenden Höllenjée.“

Im Schritte überritten sie die mit einer Holzverkleidung als Schuh gegen Regen und Schnee völlig überwölbte Brücke.

„Zweidrittel des Weges“, rechnete der Grüne nach, „können bereits hinter uns liegen.“

„Hab' nichts dagegen. Wir werden bald Nacht haben.“

„Und Schnee dazu.“ Der Grüne zeigte auf die ersten herniederwirbelnden Flocken und die schwere, gelbgraue Wand im Westen. „Los denn.“ Er legte die Wade fester an die Flanke seines Pferdes und trabte wieder an. So scharf und mutig griff sein Rappen aus, daß der Schnee nach allen Seiten flog und der Braune mit dem Packpferd zurückblieb. Endlich holte er den Vorsprung

wieder ein. Eng nebeneinander trabten sie in das dichte Schneetreiben hinein. Fast lautlos, kaum hörbar waren die Hufe der Pferde, nur ab und zu klapperte der Degen des Grünen oder der Hirschjäger des Brauen. Kaum mehr sichtbar war die letzte Spur des Weges, nichts als weiße, fahlglimmernde Weite lag vor ihnen. Rings kein Mensch und kein Tier. Nur in der Ferne hatte sich ab und zu das breite Dach eines Bauernhofes zum tiefen Winterschlaf in den Schnee vergraben. Jeder weitere Ausblick, jeder Schall war in den Flocken versunken. Langsam begann dies unendliche Weiß, das schmerhaft in die Augen stach, in dem stumpfen melancholischen Grau des hereindämmernenden Abends unterzutauchen.

„Nicht als ob man dahin käme, wo der Wein blüht, sondern als ob man wahrhaftig ins Reich aller Reußen hineintritte“, brummte der Braune und ließ dem stolpernden Packpferd eine scharfe Aufmunterung mit der Reitgerte zuteil werden. „Wann sitz' ich heute vor einer Kanne guten Landweines?“

„Da sieh, Joseph.“ Gespannt blickte der Grüne voran. Sein Begleiter schaute auf. Gelbgraue Mauern, von hohen Türmen überragt, schoben sich wuchtig aus dem Schneegeriesel hervor.

„Haben wir es schon?“ fragte mißtrauisch der Braune.

Der andere nickte. „Murten.“

„Da kämen wir gerade vor Torchlug noch glücklich hinein.“

Bei der Stadtwaage wies der Grüne seinen Piaf. Der Korporal warf einen prüfenden Blick hinein, grüßte höflich und ließ sie passieren.

„Krone?“ rief der Grüne zurück. „Dort steigt man wohl am besten ab?“

„Der Herr werden zufrieden sein“, nickte der Korporal.

Sie ritten die breite Straße hinab und hielten vor einem alten, hochgiebeligen Hause, das eine große, vergoldete Krone als Schild wichtig und feierlich vor sich hihielt. Dort kam ihnen, sein Käppchen läßtend, breit und untergeht, der Wirt entgegen.

„Hat Er ein Zimmer für mich und meinen Diener, Platz in seinem Stall für drei Pferde?“

„Gewiß, und gute Zehrung dazu.“

„Glaub ich Ihm aufs Wort“, lachte der Grüne und deutete auf das Büchlein des Wirtes. „Trag' Er uns nur so gut auf, wie Ihm scheinbar alle Tage aufgetischt wird. Ist doch seine Krone auch rühmlich im ganzen Lande bekannt.“

„Man tut sein Bestes“, schmunzelte geschmeidig der Wirt.

Die Pferde kamen schnaubend und dampfend in den Torgang hereingelappert.

„Der Stall, Herr Wirt?“

Dieser wies nach einer Türe in der Einfahrt und ging voran. Der Grüne nahm dem Diener den Rappen ab, zog ihn in den Stall und begann ihn abzusatteln.

Erstaunt sah der Wirt solchem Beginnen zu. „Der Herr wird doch nicht selbst . . . ? Der Knecht wird gleich zur Stelle sein.“

"Warum nicht selbst? Als alter Reitersmann?" Und bis der Knecht langsam und gemütlich herangeschlüpfte kam, war der Rappe schon fast verjagt. Mit einem Abschiedswort an seinen Diener schritt der Grüne dem Witte in das Haus voran und stieg die Treppe empor.

"Der Herr", schlug der Wirt vor, "wird am besten zuerst im Gastzimmer fürlieb nehmen, bis das Zimmer geheizt ist."

"Recht so. Und legt auch gleich meinen Diener zu mir herein."

"Den Diener beliebt Ihr?"

"Gewiß beliebt ich so. Der Einfachheit halber. Brauch mit nicht nach ihm den Hals auszuschreien. Bin's so gewohnt vom Felde her. Da ist's nicht so bequem wie in seiner Krone hier, Herr Wirt. Dort hat mein Joseph oft genug mit mir das Quartier geteilt, auf dem Stroh oder im Grünen irgendwo."

"Wie dem Herrn beliebt", erwiderte der Wirt, immer weiter sich wundernd und öffnete die Türe zum Gastzimmer. Es war ein behaglich gefästeter Raum, in dem ein mächtiger Kachelofen Wärme und Gemütlichkeit verbreitete. In einer Ecke saß eine Tafelrunde von einem halben Dutzend Gäste, die Karten spielten und aus weißen Tonpfeisen rauchten. Die übrigen Tische standen leer.

Der Wirt deutete nach dem Tische, der vor der Ofenbank stand. „Dort wird der Herr sich zu seiner Zufriedenheit fühlen, wird sich nach Schnee und Wind bald wieder erwärmen.“

Der Ankömmling nickte und nahm Platz. Dies um so lieber, als ihn der Ofen den neugierigen Blicken der anderen Gäste verbarg.

"Wir haben heute abend", setzte der Wirt umständlich auseinander, "Suppe, Murtenseewaller, dann Schweinsbraten und Konfitürenomelette. Sind es der Herr so zufrieden? Und als Wein würde ich einen wohlgeratenen Neuchateler vorschlagen. Er treibt Perlen wie bester Champagner."

"Da hat Er ja ein ganzfürstlich Essen. Einverstanden. Läßt Er mich nur nicht zu lange warten."

"Breneli", rief der Wirt und flachte in seine wohlgepolsterten Hände. Aus dem nebenanliegenden Raum, wo wohl die Küche sein mochte, trat ein junges Mädchen mit einem munteren Gesicht und schweren dunkelblonden Jöpfen. Der Wirt gab ihm eilig einige Anweisungen und entfernte sich diensteifrig in die Küche. Breneli kam freundlich zu dem Fremden heran, grüßte, deckte den Tisch, trug die Suppe auf und wünschte herhaft „einen guten“. „Appetit“ hatte sich der Guest selbst dazu zu ergänzen, was dem Grünen, da er ein Sohn des Landes war, nicht weiter schwer fiel. Auch im ferneren Verlaufe des Abendessens zeigte sich das Breneli ernstlich und treu um das leibliche Wohl ihres neuen Schuhbesohlenen besorgt, versuchte zudem mit munterer Rede und harmlosen Fragen von ihm jedes Gefühl der Langeweile oder Verlassenheit fernzuhalten. Gegen Schluß der Tafel jedoch wurde sie vom Worte verdrängt, der neben dem Ankömmling Posto saßte und mit freudigem Stolze dessen Lobreden über Speise und Trank entgegennahm. Der Fremde deutete auf einen Stuhl. „Will Er nicht Platz nehmen, Herr Wirt? Was soll Er sich die Beine in den Leib hineinstehen?“ Sehr geschmeichelt und wiederum bauß erstaunt über solche Leutseligkeit eines Herrn, der mit Diener und drei Pferden angekommen, leistete der Wirt, in Verbeugungen hin- und herflutend, der Aufforderung Folge.

"Hört Er, Herr Wirt. Ich hätte mit Ihnen zu reden. Er kennt gewiß Feuerbrulé?"

"Schloß Feuerbrulé? Wer kennt das hier nicht? Ein schönes stattliches Schloß und ein großer, weitläufiger Besitz."

"Man sagt, der Eigentümer wolle es verkaufen."

"So ist's. Der Herr von Héricourt denkt an Verkauf. Er sprach jüngst mit mir davon."

"Warum? Sind die Grundstücke schlecht?"

"Er bewahre Gott. Sie sind reichlich und gut. Aber der Herr von Héricourt" — der Wirt zur Krone dämpfte seine Stimme und sah sich um, ob kein unbefugter Lauscher in der Nähe sei — „aber der Herr von

Héricourt scheinen sich auf dem alterererbten Schloße nicht mehr so ganz zu seinem Wohlbehagen zu fühlen.“

"Warum nicht? Hat er gar Langeweile?"

Der Wirt zuckte die Achseln. „Wohl nicht unmöglich. Haben doch der Herr von Héricourt lang in Versailles und bei Hofe eine Rolle gespielt. Kammerherr des Königs und was weiß ich noch. Man sagt, seine Frau sei des Hoflebens aber überdrüssig geworden. Da siedelten sie vor zwei Jahren hierher über. Und nun ist es damit auch wieder nichts. Denn der mohledle Herr von Héricourt wollen nach Versailles zurück. Schade, schade um den schönen Besitz.“

"Ich weiß so ungefähr", unterbrach ihn der Fremde und dämpfte seinerseits die Stimme. „Wie ich Ihnen vertraulich mitteilen möchte, denke ich daran, Feuerbrulé zu kaufen. Kann Er mir sagen, ob der Besitz preiswert zur Veräußerung gestellt ist?"

"Da weiß ich nicht Bescheid, denn der Herr von Héricourt geruhten nicht, mir die Summe zu nennen. Ich denke aber, sie wird nicht gering sein."

"Gut. Dann werde ich morgen selbst hinüberreiten und ihn befragen."

"Euer Gnaden werden den Herrn von Héricourt nicht auf Schloß Feuerbrulé antreffen, da er heute nach Freiburg gereist ist. Ich hörte es heute zufällig von einem Herrn, der ihn unterwegs getroffen. Er hat mehrere Tage dort zu tun." (Fortsetzung folgt.)

Alte Gassen.

Im Strom der Neustadt fühlt' ich mich verlassen,
So bog ich ein in diese alten Gassen.
Verbrausend hör' ich noch den Lebensstrom.
Aus schiefen Giebeln steigt der hohe Dom,
Als Hüter dieser Gottesinsamkeit.
Hier spürst du nichts vom heißen Hauch der Zeit.
Geranien schmüden alle Fensterbreiter,
Mit Frau Gevatter spricht der Bädervetter,
Und Kinder singen fern in einem Hofe
Die altvertraute Ringelscheinstrohe.

Ein Mühlbach geht ruhig seinen Lauf,
Als Schirmherr steht Sankt Remonul darauf.
Madonnen lächeln dich aus Nischen an,
Dort löscht die Flammenglut ein Florian.
Behaglich strömt der frische Vederduft
Der Schusterwerkstatt in die Linde Luft.
Kein Auto bringt die Gassen ins Gedränge.
Die alten Gassen sind der Zeit zu eng.

Das einzige, was hier die Zeit vollbracht,
Das leuchtet auf in dieser Gassen Nacht.
Wetteifernd mit dem Schimmer reiner Sterne:
Am Bürgersteig steht eine Gaslaterne
Und schaut fremdeinsam, wundernd und bewundert
In manch vergeß'nes, glückliches Jahrhundert.

F. Schönhamer-Heimdal

„Rekord.“

Bon Gideon Gössle.

Meine Großmutter ist eine jener modernen Damen, die zwanzig Enkelkinder haben, achtzehnjährig aussehen und ein Rödchen tragen, das 5 Zentimeter über dem Knie aufhört, ein Rödchen zu sein. Das sie Sport treibt, Spengler liest und mit einem fashionablen Bubikof ausgestattet ist, versteht sich von selbst.

"Was stellst du eigentlich vor", sagte meine Großmutter zu mir. „Glaubst du, es könne einem jugendlichen Menschen meines Schlagens imponieren, daß du für ein paar Zeitungen Artikel schreibst? Da irrst du dich! Ja, wenn du ein Held wärst wie George Tunney, der den großen Dempsey bezwang. Aber du hast ja kaum das Fliegengewicht!"

Ich bemerkte, daß ich nicht den Ehrgeiz hätte, durch Körperkraft zu glänzen. Es liege mir viel mehr daran, dem Geist zum Siege zu verhelfen. In wenigen Monaten würde ich ein Drama beenden, das berufen sei, die Menschheit zu erschüttern. Anlässlich der Uraufführung würde es mir eine Freude sein, ihr ein Dreibillet zu schenken. Triumphierend sah ich sie an.

Diese Worte machten auf meine Großmutter keinen Eindruck. „Erlaßt“ erwiderte sie, „ist dein Drama noch nicht fertig und wahrscheinlich wird es nie fertig werden. Und zweitens: Was ist schon ein Drama? Eine veraltete An-

gelegenheit! Ich fürchte, mit deiner Herde posierender Figuren wirst du die Menschheit nicht erschüttern, äußerlich falls wirft du sie zum Lachen bringen können. Du dürftest Erfolg im Leben haben, wenn du ein Marsprojekt erfinden würdest oder einen Staubsauger oder ein Kosmetikum zur Verbesserung des Teints. Doch dafür", setzte sie mitleidig hinzu, "wird mein armes Jungen nicht genug Geist haben!"

Ich war wütend. Schon wollte ich die Diskussion abbrechen, als ich einen außen Einfall hatte. Ich erinnerte mich an eine zurückliegende Begebenheit, die in ihrer Art grotesk und eigenartig war. Stolz warf ich mich in die Brust. Und dann erzählte ich die Geschichte von meinem „Reford“.

"Vor langer Zeit", begann ich meinen Bericht, „strande ich gänzlich mittellos in Rapallo, der Perle am Golf di Tigullio in Ligurien. Mühsam ernährte ich mich, indem ich deutsche Feriengäste als Landsleute anprach. Wechselseitig vermittelte und Fremdenführer spielte.

In dem benachbarten Rivieraort Lavagna ereilte mich das Schicksal in Gestalt meiner ersten Liebe. Noch heute schließe ich die Augen, wenn ich an Giulia denke, das Töchterchen des Wirts der Lavagnese Trattoria della Musica. Dann steht sie greifbar nahe vor mir und blickt mich mit ihren dunklen Augen an. Und ich höre sie sagen mit ihrer melodischen Stimme: „Il mio carissimo Carlino!“ Carlino nannte sie mich, weil so ihr früherer Verlobter hieß, den sie meinetwegen aufgegeben hatte.

Between Giulia und mir entbrannte Liebe auf den ersten Blick. Am gleichen Tage noch, an dem ich die Schenke ihres Vaters in Gesellschaft eines Berliner Rivieratrotters zum erstenmal betrat, lehrte ich nach Lavagna zurück, nachdem ich meinen Kunden vorsichtshalb in seinem Rapallejer Grand Hotel abgeliefert hatte. Und siehe da: Giulia erwartete mich. Sie blühte mir entgegen. Und sie machte mich durch ihre Liebe glücklicher, als ich mit meinen achtzehn Jahren jemals vorher gewesen war.

Leider sah Giulias Vater unser Verhältnis nicht gern. Was wollte der arme, hergelassene Tedesco von seiner Tochter, der reichen Erbin der Trattoria della Musica? Er verbot Giulia den Umgang mit mir. Als das nichts half, wies er mir die Tür. Schließlich hieß er den Hofs Hund auf mich. Jetzt war die Nacht in Giulias Kammer mit Lebensgefahr verknüpft.

Wir entschlossen uns zur Flucht. Doch war Flucht nicht Wahnsinn, zumal es uns selbst an den notwendigsten Geldmitteln fehlte? Wovon sollte ich Giulia ernähren? Wie kam man rasch zu Geld? War die Roulette im Casino zu Rapallo nicht die einzige Möglichkeit? Vor kurzem erst hatte ich einem Mathematikprofessor ein „System“ von den Fingern geguckt. Bei einem Risiko von tausend Lire mußten wir pro Abend 500 Lire machen können. Doch wo nahmen wir den Einsatz her?

In diesem Falle wußte Giulia Rat. Sie hatte herrliches schwarzes Haar, das im gelösten Zustand an ihrem zarten Leib bis zu den Füßen niederwallte. Ein spleeniger Engländer, der bei Lavagna ein Schloß bewohnte, hatte ihr häufig tausend Lire für ihr Haar geboten, das er als Attraktion seinem Hausmuseum einverleihen wollte. Giulia war bereit, auf ihre Haarkrone zu verzichten. Giulia, wie war deine Hingabe doch grenzenlos!

Mir standen die Tränen in den Augen, als ich die blonde Schere in der Hand hielt. Unendlich lange zögerte ich, bis ich den ersten Schnitt tat. Sie mußte mich vorher herzen und küssen, schimpfen und schelten. Doch schließlich lag die letzte Welle ihres dufenden Haarmantels zu ihren Füßen und Giulia stand vor mir als eine kleine, zierliche Garonne im Bubikof.

Am selben Abend erregten wir noch im Spielsaal Aufsehen. Ich gewann eine beträchtliche Summe mit Giulias Geld. Aber vielleicht war es versehlt, daß ich mich der Roulette bediente. Ich hätte an das Sprichwort: „Glück im Spiel, Unglück in der Liebe“, denken sollen. Plötzlich nämlich tauchte der andere Carlino, Giulias versoffener Bräutigam, am Spieltisch auf. Er zog nicht etwa das Messer. Er sah Giulia nur mit seinen treuen, braunen Hundeaugen an. Da brachte sie es nicht mehr fertig, mit mir in die weite Welt hinauszuwandern.

Doch eigentlich habe ich diesen traurigen Abschluß meiner Première d'amour nicht erzählen wollen. Es kam mir viel mehr darauf an, festzustellen, daß ich einer Dame die Haare schnitt zu einer Zeit, als noch jeder Friseur eine solche Zumutung als Verhöhnung abgelehnt hätte. Tempora mutantur. Alles Neue wird alt. Hierdurch gestatte ich mir, mich als den ersten Amateurbubikofschneider der Welt vorzustellen.“

Das Gesicht meiner Großmutter war gerötet vor Aufregung. Die Gedanken hinter ihrer Stirn schienen sieberhaft zu arbeiten. Rudartig griff sie nach ihrer Handtasche und entnahm ihr ein kleines Buch. Es handelte sich um ein „Brevier für junge Mädchen und solche, die es werden

wollen...“ vielerlei ... in dem zierlichen Band. Dann fragte sie mich, in welchem Jahr und an welchem Tag ich Giulia von der Schmach ihrer langen Haare befreit habe.

Ich mußte eine Weile nachdenken. Ich antwortete: „15. Mai 1920, nachmittags zwischen 5 und 7 Uhr.“

„Dann bist du nicht nur der erste Amateurbubikofschneider“, sagte meine Großmutter, indem sie verzückt auf eine Stelle in ihrem Damenbrevier deutete, „du bist der Weltrekordmann überhaupt. Der erste französische Coiffeur betätigte sich erst am 21. Mai 1920, 16 Uhr 51 Minuten. Du bist ihm also um volle sechs Tage vorgekommen.“ Und dann ließ sie sich vor mir auf die Knie nieder und bot mir verächtlich den Mund.

Nach diesem Sieg überlegte ich ernstlich, ob ich nicht doch noch umsatteln sollte. Als Weltrekordler würde ich gute Verträge bei Filmgesellschaften und Revüen bekommen. Der Radio würde verkünden, wann ich morgens aufstehe, was ich zu Mittag esse und daß ich in meinem neuen Abenddress so schick aussehe wie der Prinz von Wales. Aber dann entschloß ich mich doch — vielleicht war es nurer Eigenart — mein Drama zu Ende zu schreiben.

Der Weg zur Sonne und zum Mond (Slowakisches Märchen.)

Von Robert Michel.

Zwei junge Menschen liebten einander sehr. Sie war wie eine Taube, er wie ein Falke. Ihn nannte man Jenit und sie Hannuschka.

Hannuschkas Vater war ein reicher Bauer. Jenits Vater ein armer Hirte. Aber der Hannuschka war das ganz gleich: Jenit tonnte arm sein wie eine Kirchenmaus, er war schön und stattlich und sie war ihm gut.

Eines Tages zog Jenit sein bestes Gewand an und ging zu dem reichen Bauer um die Hand seiner Tochter werben. Der Bauer hörte ihn ruhig an, dann sagte er: „Höre, Jenit, wenn du meine Tochter haben willst, so mußt du zuerst die Sonne fragen, warum sie nicht auch bei Nacht leuchtet und wärmt wie bei Tage, und den Mond, warum er nicht bei Tag leuchtet wie bei Nacht. Sobald du das weißt, komme zurück und dann gebe ich dir meine Tochter zur Frau und eine große Mitgift obendrein.“

Als Jenit das vernommen hatte, setzte er fröhlich seinen Hut auf, nahm Abschied von Hannuschka und schlug den Weg zur Sonne ein. Er ging über Berg und Tal, durch Felder und Wälder, viele, viele Tage, und endlich kam er zur Sonne. Sie ging gerade auf.

„Hallo“, rief er ihr zu, „warte ein wenig, ich muß dich etwas fragen.“

„Das muß aber rasch sein, ich habe nicht viel Zeit. Ich muß noch heute um die ganze Welt herumwandern.“

Jenit beeilte sich, und als er ganz nahe vor der Sonne stand, fragte er: „Warum leuchtet und wärmt du nicht bei Nacht ebenso wie am Tage?“

Wenn ich bei Nacht ebenso leuchte und wärme wie bei Tage, müßte die Erde verbrennen“, sagte die Sonne und stieg leuchtend am Himmel empor.

Jenit winkte ihr Dank zu und ging zum Mond. „Hallo, lieber Mond, warte ein wenig, ich muß dich etwas fragen.“

„Nur rasch“, sagte der Mond und hielt ein wenig inne, „die Welt wartet schon auf mein Licht.“

„Warum, du guter Mond, leuchtest du nur bei Nacht und nicht auch am Tage?“

„Wenn ich auch bei Tag leuchten würde, könnte ich nicht den Tau bringen und die Erde würde verdorren, denn der Tau ist ihr nötig wie der Segen Gottes“, antwortete der Mond und eilte rasch fort.

Jenit hieß ihn nicht zurück. Er wußte, was er wissen wollte, und machte sich auf den Weg nach der Heimat.

Hannuschka wußte vor Freude nicht, was beginnen, als sie ihren Jenit wieder sah.

Der Vater aber freute sich weniger, denn er hatte gehofft, daß Jenit nicht mehr zurückkehren werde. Eben deshalb hatte er ihn zur Sonne geschickt, weil er meinte, er müsse in ihrer Nähe verbrennen.

Aber Jenit stand da, gesund und fröhlich, und war gar weise geworden, denn er wußte, warum die Sonne nur bei Tag und der Mond nur bei Nacht leuchtete. Ja, er war ein hübscher und tüchtiger Junge, und Hannuschka wollte jetzt ebenso wenig von ihm lassen als früher.

Was sollte da der alte tun? Er mußte sich ärgern, und Jenit bekam die Hannuschka zur Frau. Man feierte eine fröhliche Hochzeit. Es gab dabei so viel Grünkäse mit Süßem Honig, daß die Pfannen überflossen, und so viel Musik, daß die Berge widerhallten.

Neue Bücher

* Kurt Pfister: „Albrecht Dürer“. Sein Leben und sein Werk. 70 Seiten Text zweifarbig und 180 teils vielfarbige Bildtafeln. (Amalthea-Verlag, Wien). Zur Dürer-400-Jahrfeier 1928 erscheint ein wohlteiles, prächtig ausgestattetes Buch, das uns Gestalt und Werk des schon zu Lebzeiten berühmten, heute noch immer unerreichten deutschen Menschen und Künstlers, Ziel und Inhalt seiner Arbeit, Wesen und Entwicklung seiner Kunst nahebringt. Auf Grund der künstlerischen und schriftlichen Dokumente wird hier ein interessantes Bild des Lebens und Schaffens Albr. Dürers entworen, werden die Umrisse seiner Persönlichkeit und geistigen Entwicklung, Inhalt und Sinn seiner künstlerischen Hinterlassenschaft in ihrer zeitlichen Bedingung und beispiellos dauernden Geltung gedeutet. Dieses Dürer-Büchlein bringt lückenlos in chronologischer Folge — oft vielfarbig auf Doppeltafeln — die charakteristischen und schönsten Zeichnungen, Aquarelle, Stiche, Holzschnitte und Gemälde. Den Text umgeben in den Originalfarben sämtliche Randzeichnungen des Meisters zu Kaiser Maximilians Gebetbuch, deren Humor, Wit und Phantasie reichtum zum ersten Male nach dargestellt und in München und Besançon einer weiteren Ausstellung zugänglich gemacht wird. Das empfehlenswerte Buch ist nicht nur hervorragend geeignet, den Freunden der Kunst einen Weg zu Werk und Gestalt des großen Nürnberger Meisters, dessen 400. Todestag am 6. April gefeiert wird, zu bahnen, es ist nach Form und Inhalt ein bibliophiles Kunstwerk, das jedem Besitzer dauernde Freude bereiten dürfte.

* Rudolf G. Binding: „Erlebtes Leben“. (Rütten & Loening, Verlag, Frankfurt a. M.) Der durch seine Novellen, Legenden und Gedichte weitesten Kreisen bekannt gewordene Dichter, der stets Wesentliches, über den Alltag Erhabendes zu sagen weiß, erzählt hier sein Leben. Aber, so schreibt er in einem Vorwort: „Indem ich es vor mir sehe als etwas, das ich nun erst in besonderem Sinne durchschreite, will es mich bedünnen, als sei es nicht mehr mein Leben, als sei es vielmehr der Bericht von meinem Leben, der Bericht von vielen Leben, die unsichtbar und unhörbar für einander alle den gleichen Weg gingen. Nicht im Einzelnen und Persönlichen natürlich, sondern im Großen und Gemeinsamen, denn eines Menschen Leben — und wäre es das größte — ist nicht loszulösen aus der Zeit, die es mit anderen teilt.“ Es werden keine Erinnerungen geschworen, von denen man wehmütig fragt: Wie lange ist das her? — sondern ein Gegenwärtiges wird beschworen; denn nur was als Bleibendes in ihn überging, bedeutet dem Verfasser ein Erlebnis. Es ist das Geheimnis des Dichters, daß jeder sein eigenes Leben erlebt, in der Wahrheit dieses „erlebten Lebens“, denn jeder steht einmal vor dem ersten Zweifel, dem ersten Schauder, dem ersten Triumph, der großen Liebe.

* Collin Roß: „Die erwachende Sphinge“. Durch Afrika vom Kap nach Kairo. Mit 112 Abbildungen und 18 Karten. (F. A. Brockhaus' Verlag, Leipzig.) Noch gibt es auch bei uns Leute, die von Afrika träumen als von einer romantischen Wildnis, wo sich der Europäer, von Dieber und Krankheit geschüttelt, durch ungänglichen tropischen Urwald windet, von Schlangen, Raubtieren und den giftvollen im Dickicht verborgener Schwarzen laufenden Fäden bedroht. Dann gibt es Leute, die von dem Wert des schwarzen Erdecks, besonders auch von dem Reichtum der Gebiete, die uns durch den Krieg entrissen wurden, nur eine sehr blasses Vorstellung haben. Und schließlich fehlen auch die nicht, die von Afrikas Bevölkerung kaum mehr wissen, als was sie allgemein einmal bei einer Missionspredigt über den Neger und seine primitive Gedankenwelt gehört haben. Sie alle ahnen nicht, daß Afrika aus jahrtausendealem Schlummer erwacht ist und mit Riesenstichen sich bemüht, den Vorsprung anderer Erdteile einzuholen. Sie ahnen nicht, daß Afrikas Mineralreichtum erst am Anfang der Erschließung steht, sie ahnen nichts von den schweren Problemen, mit denen Afrika zu ringen hat, unter denen das Verhältnis des weißen Herrn zum schwarzen Arbeiter, der fast noch wie ein Sklave gehalten wird, an oberster Stelle steht. Das neue Buch von Collin Roß, der in seinem zurzeit hier im Ufa-Palast laufenden Film, seine Reise und seine Erlebnisse verständlich schildert, zeigt Afrika wie es wirklich ist. Aber auch der Kenner des Landes und jeder politisch und wirtschaftlich denkende Mensch wird das Buch mit Interesse lesen und nicht nur über die Fülle des neuen Materials erstaunt sein, sondern auch über die völlig neuen Gesichtspunkte, die der weitblickende, weitersahrene Reiseschriftsteller entwickelt.

* „Schlachten des Weltkrieges“. In Einzeldarstellungen bearbeitet und herausgegeben im Auftrag des Reichsarchivs. (Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.). Bd. 21. „Somme Nord“ 2. Teil. Die Brennpunkte der Schlacht im Juli 1916. Bearbeiter: Albrecht v. Stosch, Oberstleutn. a. D., damals Major und Bataillonskommandeur im 8. Thüring. Infanterie-Regiment Nr. 153. — Bd. 22. „Das Marneschlacht 1914“ 1. Teil. Verfasser: Major a. D. Thilo v. Boe, im September 1914 Hauptmann im Generalstab des Gardetores. — Die Marneschlacht war ein militärisches Drama beispieloser Art, sowohl in der Spannung der Handlung selber, als auch in seiner ungeheuerlichen Auswirkung. Der eben erschienene Band 22 „Schlachten des Weltkrieges“ behandelt in allgemeinverständlicher Weise und in unbewußt von der in der bisherigen Martine-Literatur vertretenen Auffassung, das große Geschehen. Das Frontkämpfer-Standardwerk des Reichsarchivs „Schlachten des Weltkrieges“ behandelt die nachhaltigen und schwerwiegenden Kämpfe des Weltkrieges wahrheitsgetreu und rückhaltlos. Das Frontkämpferleben, d. h. die kleinste Einzelheit der Kämpfe, wird herausgeholt, persönliche Erinnerungen werden ausgewertet. Die Schriftenfolge hält sich fern von der nur wenigen verständlichen, fachwissenschaftlichen Gelehrsamkeit. Bisher sind 21 Bände erschienen. Im Jahre 1928 sind sechs Neuerscheinungen beabsichtigt. Der Gesamtumfang der Schriftenfolge ist vom Reichsarchiv auf 35 Bände festgesetzt. Dieser Umfang soll nicht überschritten werden.

* Elgert Sokol: „Der Senator“. Aus dem Tschechischen übertragen von Grete Reiner. (Adolf Sonet, Prag 7). Verlag und Ueberseherkin, durch die Herausgabe der „Abenteuer des braven Soldaten Schweiz“ von Hasel bekannt geworden, vermitteln hier die Bekanntheit eines tschechischen Schriftstellers, der im Gegenzug zu dem derb-realistischen Hasel und Babel das romantisch-lyrische Genre oslegt und in seiner Heimat als Patriot unter den Dichtern gilt. Die zwei Novellen, die das Buch enthält, bestätigen diese Auffassung.

* Elisabeth Williers: „Amulette und Talismane“ und andere geheime Dinge. Bearbeitet und erweitert von A. M. Pachinger. (Drei Masken-Verlag, München). Ein Buch, das von Talismanen aus aller Herren Länder, von Wahrsagerei, von glückbringenden Amuletten handelt, von Liebes-Amuletten und Zaubermittern, von Amuletten, die Krankheiten heilen und vor Gefahr schützen. Ein Buch, das von der Bedeutung der Muttermale, der geheimnisvollen Kraft von Farben, Juwelen und Zahlen spricht, das sich mit Anekdoten des Altertums, mit allen Religionsgebräuchen, mit Mythologie, dem Volksmärchen und mit der Geschichte beschäftigt. Sein Inhalt dürfte in gleicher Weise die bloßen Verstandesmenschen und Ungläubigen fesseln wie alle jene, die an eine okkulte Welt und ihre Geheimnisse glauben. Hofrat Pachinger, einer der ausgezeichneten Forst- und Sammler auf dem Gebiete der Wissenschaft vom Aberglauben hat eine große Anzahl neuer eigener Beiträge zur deutschen Ausgabe beigeleitet, die für Volkskunde und Volksmedizin von hoher Bedeutung sind. Ihm ist auch zu danken, daß das Werk mit zahlreichen Abbildungen von Amuletten ausgestattet werden konnte.

* Das „Große Bilderbuch des Films“, herausgegeben vom „Film-Kurier“, 6. Ausgabe. (Verlag des „Film-Kurier“, Berlin W. 9). Die bekannte Tageszeitung des Films, der Berliner „Film-Kurier“ hat wieder sein großes „Bilderbuch“ herausgebracht, das für jeden Filmfreund schon seit Jahren eine beliebte Lektüre bildet. Die sechste Ausgabe wurde von Hubert Miketta inhaltreich zusammengestellt. Zahllose Bilder von Filmstars, Filmaufnahmen, Regisseuren usw. werden für jeden Kinobesucher eine willkommene Gabe sein. Daneben findet der ernstlich Interessierte viel Wissenswertes aus der Feder namhafter Filmschaulaute und Schriftsteller, wie Colin Roß, Eugen Saalmüller, Erich Waschneck, Robert Neppach, Dr. Hans Feld u. a. Weitere Beiträge, Anekdoten, Bilder ergänzen das Werk.

* Fritz Müller-Pattenkirchen: „Fernsicht“. Berggeschichten. (Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel.) Berggeschichten sind es, geschrieben und empfunden von einem Dichter, der in den Bergen zu Hause ist. Da gibt es Schicksalsgeschichten von erschütternder Tragik und von geheimnisvoller Tiefe, in denen die Berge Leben gewinnen und atmen und von ihren Ewigkeiten erzählen; Abenteuer sind da, Verstiegene werden gerettet, in der Gletscherhöhle Verstiegene hungern und leiden sich manhaft durch bis zum Tag der Befreiung. Gemeinsam ist all diesen Geschichten die Spannung, mit der sie erzählt werden und die einfache, wortlose Güte und Menschlichkeit, die aus ihnen spricht.